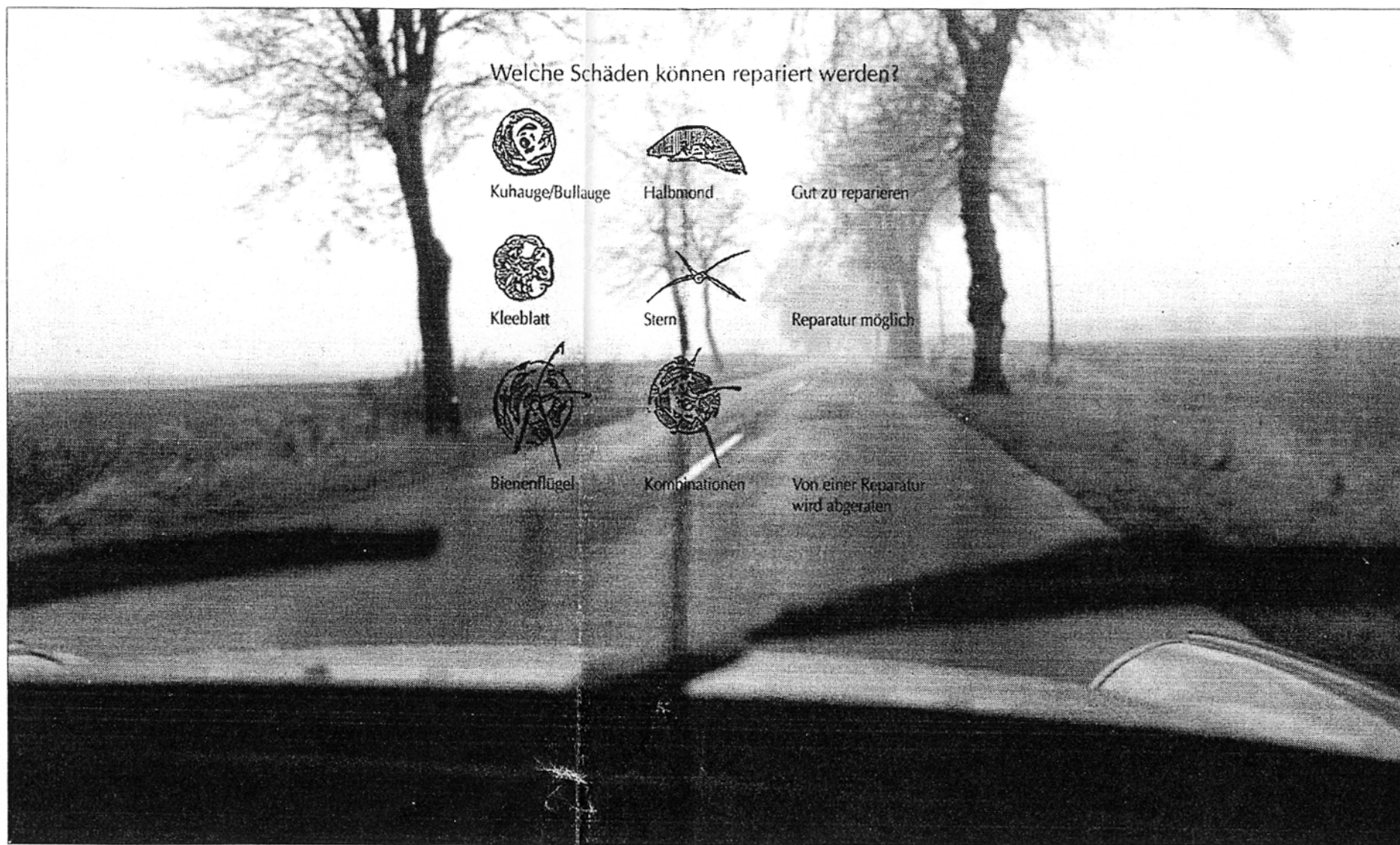


Erstens: Glück und Glas. Die Windschutzscheibe bestimmt unser Verhältnis zum Leben. Kein Haar wird uns gekrümmt, während draußen Materie vorbeisaust: Das namenlose Gehölz belaubt sich, schüttelt sein grünes Gefieder, steht grau und schweigend, errötet und vergeht. Weiter! Noch nimmt uns nichts die Sicht. Keine zerspritzten Insekten; keine Steinschläge. Die Scheibe ist eingesetzt und tut ihren Dienst. Links unten kleben die Vignetten der Orte, an denen wir waren, rechts oben die Nummer für den Notfall. Im Blickfeld des Fahrers stört eher das, was schon erreicht und zurückgelassen wurde; in dem des Beifahrers eher die Nummer für den Notfall – aber beides wird ausgeblendet, wenn es vorwärts geht. Die Landschaft bewegt sich in großen Zügen. Sie scheint zu atmen. Auf der Scheibe malen sich stille Dramen ab: Überholmanöver und schemenhaft entgegenkommende Gesichter, potentielle Wildwechsel, das davonziehende Rücklicht eines Vordermanns. Und dann kommen die Baustellen... Zwei Drittel unserer Zeit verbringen wir mit Fluchen, einem folgenlosen Sprechgesang, der von Glas beschirmt wird. Während wir festhängen und ums Fortkommen beten, geraten unsere Lippen in den Starrkrampf des Erzählens: Wo es besser gelaufen wäre, wo es einst noch schlechter lief – alles das erzählen wir, eingeholt von Erinnerungen, die offenbar Schleichwege kennen.

Die Welt paßt auf zwei Sitze und eine Rückbank. Wie in ein Gefäß gegossen, harrt sie dort aus, und was von ihr übersteht, bleibt draußen, um sich an die Scheiben zu schmiegen als Reise- und Fernsehbilder. Das Auto und der Fernsehapparat sind die Glaskörper, durch welche die strahlende Vergänglichkeit unsere Netzhaut erreicht.

Nachdem die Baustellen hinter uns liegen, beschleunigen wir wieder. Der Schleier aus Staub und mitgenommenen Insekten wird immer dichter, aber wir sehen hindurch. Schnelles Erleben! Gelegentlich eine Rast, Auftanken und Scheibenwaschen, Nachzählen des Wechselgelds und weiter. Die Strecke zieht sich. Glücklicherweise ist man nur für Minuten: Wenn das spaltbreit geöffnete Seitenfenster den Geruch von Holzfeuer oder von frisch gemähtem Gras hereindringen läßt. Dann ist es, als ob der Wind kurze Hosen trüge und lachend unsere Fahrgastzelle verwüstete, und wir beginnen vor Freude ein wenig zu schlingern und bemerken zu spät, daß die Reifen schon den unbefestigten Rand der Straße streifen. Das ist der Moment, in dem ein aufgewirbelter Stein auf uns zufliegt. Wir sehen ihn und ducken uns unwillkürlich. Dann klopft er an die Scheibe.

Licht, Luft und Schaden. Alles findet seinen Weg zu uns. Jetzt ist der Schaden da. Untersuchen wir den Krater der Einschlagstelle, seine Sprünge, die das Durchsichtige ins Undurchsichtige holen: Gleichen sie einem Kuhauge, einem Kleeblatt, einem Bienenflügel, einem Halbmond oder einem Stern? Viel wird davon abhängen, ob wir dieses Zeichen zu lesen verstehen. Jemand hat einen **Willkommenschuß auf uns abgegeben.**



STEINSCHLAGMUSTER in der Windschutzscheibe – gleichen sie einem Kuhauge, einem Kleeblatt, einem Bienenflügel, einem Halbmond oder einem Stern? Görg

PATRICIA GÖRG

Durchsichtige Dinge

Glück und Glas, Wasser, Luft: Eine kleine Reise durch die geheimnisvollen Spiegelwelten und Wunder der Transparenz

Zweitens: Wasser. Jean Paul, tränenhell auf dem reißenden Strom der Zeit unterwegs, ruft eines Tages aus: „Bloß Unglück und Arbeit sind undurchsichtig genug, daß sie die Zukunft verbauen.“ Für ihn ist das Leben ein leicht durchschaubares Manöver: hin zum Tod. Wie klares Wasser zeigt es immer das Bild des Grundes, auf dem alles einmal enden wird: des Grundes, in den eingebettet es dahinschießt, unaufhaltsam, flüchtiger als Gedanken. Jean Paul, ein alter, dick gewordener Jüngling, arbeitet viel, um diesen Grund nicht sehen zu müssen. Er sitzt auf einem Packen Papier, dessen Blätter er mit urkomischen und unglücklichen Sätzen vollgeschrieben hat. So geht es stromabwärts mit ihm. Noch gibt es keine Windschutzscheiben. Frühnebel näsen ihn, Insekten saugen sein Blut,

abends wird er vom Duft der Blüten überschwemmt. An jeder Ecke strecken sich die vielsagend drohenden Zeigefinger der Kirchtürme aus, und die Sonne geht hinter Bergen auf und unter.

Jean Paul liebt das erste Licht des Morgens und das letzte rote Abmalen der Strahlen auf der Landschaft, bevor das Gestirn die Erde wieder eine Nacht lang allein läßt. Er treibt auf seinem Packen Blätter dahin. Wenn er sich über ihren Rand beugt, wird ihm schlecht. Dann knüpft er nicht endenwollende Ketten aus Vergleichen, Bildern und Metaphern, um sich im Gleichgewicht zu halten und nicht ins Wasser zu fallen.

Einmal sah er sich selbst auf dem Grund der Zeit: Ein Stein lag dort und trug sein Gesicht. Diese Totenmaske betrachtete ihn ungerührt durch die verflie-

benden Sekunden hindurch, ließ sich nicht beirren von zwei fröhlichen Fischchen, deren Bauchflossen über die mineralische Erstarrung strichen, verschattete sich nur leicht, als der Packen Blätter und sein Bewohner vorbeiglitten. Jean Paul hatte genug gesehen. Er wußte nun, daß sein Ende nahe war und daß die Zeit ein Kristall ist, in dem brutale Prophezeiungen wahr werden.

Was hilft da? fragt er sich. Manchmal läßt er seine Hände ins Wasser hängen, um zu vergessen. Oder er schöpft mit einem Trinkglas einen Schluck aus dem Fluß. Dann steht die klare Essenz im klaren Gefäß wie die reine Idee des Durchsichtigen. Bier müßte es auch tun, überlegt Jean Paul. Fortan trinkt er Bier. Und schreibt weiter. Seine Helden verstricken sich in die Ketten des Lebens, und er

hält immer wieder inne und kommentiert die Mühe, die er mit ihnen hat. Währenddessen geht viele Male die Sonne auf und unter, Frühnebel, Insektenstiche und Blütenduft wechseln sich ab, und der Packen Papier, auf dem Jean Paul reist, ist allmählich so angewachsen, daß er sehr tief in der Strömung liegt. Die Zeit leckt einige Male probeweise hoch an Bord und bereitet sich darauf vor, auch dieses Boot zum Kentern zu bringen.

Drittens: Luft. Ein Mann in kurzen Hosen klettert auf einen Berg, um seine Vergangenheit wiederzufinden. Als er an dem Punkt angelangt ist, an dem er ihre Spuren vermutet, blickt er sich um: „Er bemerkte, wie sich ein großer weißer Schmetterling mit ausgebreiteten Flügeln auf einen Stein fallen ließ. Seine pa-

pierartigen, schwarzgefleckten und mit einem ausgebleichten Scharlachrot beschmierten Flügel hatten durchsichtige, unangenehm zerknitterte Ränder und zitterten leise in dem freudlosen Wind.“ Der Mann ist allein. Er hält einen Stock, an dessen Spitze ein Netz befestigt ist, schwenkt es zielsicher, aber der Falter ist schneller. Flappend und rascheln fliegt er davon.

Schmetterlingsjäger Vladimir Nabokov steht auf dem Berg mit nichts als einem Netz, in dem sich das Unfaßbarste, nämlich Luft, sammelt. Der Wind bläst ihm durch die Rippen. Er denkt an die Flügelränder, die eben noch auf dem Stein zitterten: durchsichtig, so daß man das Muster der Flechten durch sie hindurch erkennen konnte; schutzlos, kurzlebig und von halluzinatorischer Nachgiebigkeit. Es gibt keine festen Erinnerungen, denkt Nabokov; alles verflüchtigt sich. Ingeheim hatte er wohl doch gehofft, seine Fußabdrücke zu finden, die versteinert auf seine Rückkehr in diese Gegend gewartet hätten und deren Profil er nun mit den gerührten Tränen über das „Einstmals“ hätte füllen können.

Statt dessen: Kalte, klare Luft, die die Felsen zu Staub schleift. An Nabokovs Gürtel baumelt das Schmetterlingsnetz, als er auf eine Bank zugeht, um sich auszuruhen. Er setzt sich. Die Bank ist ein Aussichtspunkt. Von hier soll man den Überblick genießen über die Landschaft, soll spüren, wie sich die Maßstäbe verschieben und die Wolken ziehen – aber Vladimir Nabokov sieht Vladimir Nabokov in einer weniger einsamen Verfassung als jetzt, vor zwei Jahrzehnten, auf dieser Holzbank; sieht die Hände des Mannes, die vor drei Jahrzehnten einen Baum gefällt haben, um die Bank zu machen; sieht die Sorgenfalten des wildfremden Mannes und das Kind, das er krank zu Hause liegen hat, während er die Bank macht; sieht den Schmied, der die Axt des Baumfällers fertigt; sieht den Samen keimen und den Baum wachsen, aus dem später eine Bank werden wird; sieht ein schweigendes, mit ausgestorbenen Tieren gesprenkeltes Gelände sich zusammenschieben und zu dem Berg auf-falten, auf dem er jetzt sitzt – und zwingt sich zurück, bevor er vollends die Fassung verliert.

Wohin ein Toter auch seine Aufmerksamkeit richtet, er wird alles durchsichtig finden: Dinge, Menschen, Zeiten. Es ist ein uferloser, weitverzweigter Tummel. Nabokov hat die Perspektive eines Gestorbenen eingenommen. In dünner Luft angelangt, sieht er sich selbst, wie er durch das Glasspiegelkabinett der Existenz irrt, immer auf der Suche nach dem Ausgang in einer Fata Morgana unterwegs, und er hebt eine Handvoll Steine auf, um sie gegen die äußere Scheibe dieses Käfigs zu schleudern und sich selbst aufzuwecken. Die ersten vier Steine, die er wirft, erzeugen schöne Sprünge in Form von einem Kuhauge, einem Halbmond, einem Kleeblatt und einem Stern. Der letzte Stein zerschlägt die Scheibe beinahe. Wind pfeift durch die Risse, die wie Bienenflügel aussehen. Dieser Luftzug bewegt sein durch die Gänge hastendes Ich zum Aufblicken.